



Letzte Ruhe

Von Juliane Schiemenz, Reportagen, 09.06.2022

Unsere Redakteurin sucht Stille in der Großstadt und findet sie bei den Toten.

Ich starrte auf den muskelbeladenen Oberkörper eines Mannes, der auf dem Gräberfeld für die Weltkriegstoten lag und sich sonnte wie ein Gecko. Es war Sommer, er räkelte sich zwischen den Grabplatten, spannte seine Armmuskeln an, seine Haut glänzte. Er war ganz Fleisch. Ich saß auf einer Parkbank und hielt verkrampft mein Buch in den Händen. Ich hatte hier schon einiges gesehen, aber das empörte mich dann doch, das ging mir zu weit, das verstieß gegen meine innere Friedhofsordnung.

Seit einem Jahr kam ich regelmäßig hierher, auf den Friedhof im Berliner Stadtteil Friedrichshain. Ich war keine Trauernde. Zumindest trauerte ich nicht um einen konkreten Toten. Ich trauerte eher metaphysisch, wenn man so will: Ich betrauerte den Tod der Stille in der Großstadt. Sie starb jeden Tag, nicht nur an vielbefahrenen Straßen oder im Umkreis der unzähligen Großbaustellen. Sie starb auch in den Parks, den Grünanlagen, den Wäldern und Gärten.

Als ich 2013 nach Berlin gezogen war, hatte ich die zugegeben vielleicht etwas naive Vorstellung gehabt, dass es auch in einer Millionenstadt menschenleere Orte geben müsste. Orte der Ruhe, um sich zu erholen, um sich für die Anforderungen einer Großstadt zu wappnen. Ich hatte die Stille an unterschiedlichen Plätzen, zu unterschiedlichen Tageszeiten gesucht, in verschiedenen Vierteln, auf Wiesen, am Wasser. Aber kaum hatte ich sie gefunden, kam stets ein Mensch vorbei, der sie da nicht haben wollte. Es wirkte zwanghaft. Meine Mitmenschen mussten auf Blumenwiesen Hacky Sack spielen, zwischen Bäumen auf gespannten Seilen balancieren, grillen, telefonieren, Musik hören oder musizieren. Kaum jemand wollte sich – so wie ich –



einfach unter einen Baum setzen und die Fresse halten. Die Natur war eine Kulisse, vor der man aufführte, was man unter Erholung verstand. Wer das nicht mochte, war kleinlich, ein Spielverderber, Misanthrop, und überhaupt: «Zieh doch aufs Dorf!»

Diesen Satz hatte ich das erste Mal von der Nachbarin über mir gehört, als ich in Neukölln wohnte, einem anderen bei jungen Leuten beliebten Berliner Stadtteil. Sie war eine prachtvolle Frau, langes braunes Haar, groß, ausladend, in bunte Gewänder gehüllt. Tag und Nacht wallte sie barfuß durch ihre Wohnung, wumm, wumm, wumm. Unter ihrem schweren Gang zitterte meine Decke, wackelte der Kronleuchter, die Gläser im Regal klirrten. Ihr Freund spielte leidenschaftlich gern Ukulele, am liebsten nachts, wozu die Nachbarin polternd tanzte. Welch mächtigen Hass ein so winziges Instrument entfachen kann! Ihr Freund war kleiner als sie und auch leichter. Ich glaube, er hatte genauso großen Bammel vor ihr wie ich. Aber eines Abends, als sie mal wieder wallte und wogte, meine Gläser klirrten und ich keinen Schlaf fand, rang ich mich durch, stapfte die Treppe hinauf und klopfte an ihre Tür. Ich hörte, wie sie sich näherte, bumm, bumm, bumm. Und auch mein Herz machte bumm, bumm, bumm. Ich lächelte deeskalierend.

Sie riss die Tür auf, ihre Gewänder wehten, ich blickte auf ihre nackten Füße mit kleinen silbernen Ringen an den Zehen. «Entschuldige ... ist nicht böse gemeint», stammelte ich, «ich will dir nichts vorschreiben ... aber dieses Haus ist sehr hellhörig. Ich wollte fragen, ob du vielleicht ... Hausschuhe anziehen ...?» – «Waaas?», unterbrach sie mich. «Niemand sagt mir, was ich in meiner Wohnung anzuziehen habe! Ich bin halt laut! Ich komm aus Jordanien, das liegt uns im Blut!» Während ich sie perplex anstarrte und darüber nachdachte, ob an diesem Satz eigentlich alles politisch korrekt war, kam ihr Freund die Treppe herauf, drückte sich ohne Blickkontakt an mir vorbei und huschte unter ihrem gegen den Türrahmen gelehnten Arm ins Dunkel der Wohnung. «Das ist Neukölln! Hier ist es eben laut!», blaffte sie. «Wenn's dir nicht gefällt, zieh doch woanders hin! Zieh doch aufs Dorf!» Dann schlug sie die Tür zu.

Als ich die Treppe hinunterstolperte, arbeitete es in meinem Kopf: Sollte es nicht selbst in einer Metropole Räume und Zeiträume geben, in denen man wenigstens für ein



Weilchen ungestört sein konnte von seinen Mitmenschen? Gab es so etwas wie ein Menschenrecht auf Stille? Und wenn ja, galt das auch in Berlin?

Die Ironie der vier Jahre, die ich am Ende in dieser Stadt verbrachte, war, dass es mich immer an besonders laute Orte verschlug. Auf dem immer härter umkämpften Berliner Wohnungsmarkt kann man oft nicht wählerisch sein, die Grenze zwischen Lärm und Stille ist eine finanzielle und auch eine soziale. Nach der Nachbarin in Neukölln malträtierte mich der Fluglärm in Pankow. Von dort zog ich nach Friedrichshain. Friedrichshain – klingt dieser Name nicht sanft? Ein Hain voller Frieden. Aber damals war das Areal, in dem ich wohnte – der Bereich um die berühmterbuchtigte Warschauer Straße – durch und durch «Partykiez». Die Spaßsuchenden drängten sich hier, permanent traten sie mir zu nah. Nicht nur, dass viele von ihnen in ihren beginnenden Zwanzigern und damit zehn Jahre jünger waren als ich, an manchen Tagen kamen sie mir vor wie eine andere Spezies, lauter, robuster als ich, mit einer dickeren Haut ausgestattet.

Einer meiner letzten Versuche, ein wenig Ruhe zu finden, vollzog sich auf einer Parkbank in einer Grünanlage. Auf der Bank nebenan saß ein Mann, der so laut telefonierte, dass ich meine eigenen Gedanken nicht hören konnte. Er war jung und hatte seine dunklen Haare zu einem Hahnenkamm gegelt. Er hatte ein Telefon zum Telefonieren am Ohr und ein anderes zum Tippen in der Hand. Als der Zwei-Telefon-Mann gegangen war, setzten sich zwei alkoholisierte Obdachlose auf die Parkbank. Der eine fragte den anderen: «Waren wir heute schon mal hier?» Es war ein sehr heißer Sommertag, auf der Wiese lagen die Leiber dicht an dicht, in der Mitte sprudelte ein Springbrunnen, der nach Chlor stank, Kinder tollten im Wasser. Viele Menschen hier hatten großflächige Tätowierungen, auf der Hüfte oder den Oberschenkeln, die aus der Ferne aussahen wie Blutergüsse. Lautsprecherboxen tönnten durcheinander, eine Kakophonie aus Techno und Reggae schwebte im Grillgeruch über der Wiese. Bedeutete Leben Lärm, und war mein Wunsch nach Stille entsprechend lebensfeindlich? Vielleicht würde ich erst meine Ruhe haben, wenn ich tot war.



Da dämmerte mir, wo in dieser großen Stadt ich meine letzte Ruhe finden könnte. Ich wählte einen Friedhof aus, der nah an meiner Wohnung lag. Sein Eingang befand sich – wie verheißungsvoll – an der Friedenstrasse. Ich betrat ihn durch ein Tor in einer langen Ziegelmauer, die ihn schützend umgab, wie eine Stadtmauer. Ich wanderte zwischen langen Grabreihen, betrachtete die hohen Bäume, atmete tief und lauschte: Vogelgezwitscher, manchmal ein Specht, das Rauschen des Verkehrs so weit entfernt, dass es mir nichts anhaben konnte. Ich hatte den letzten spaßfreien Ort von Friedrichshain entdeckt.

Ich begann, alle zwei bis drei Tage auf den Friedhof zu gehen. Das Areal, 19 Hektar groß, bestand eigentlich aus drei verschiedenen Friedhöfen, Mitte bis Ende des 19. Jahrhunderts angelegt und noch heute im Besitz der evangelischen Kirche. Nach und nach entdeckte ich Wege und geheime Gänge zwischen alten Bäumen und hohen Hecken. Ich lernte die Sprache der Gräber, ich las den Friedhof wie einen Text. Da waren die Soldatengräber, kleine Platten auf Rasen, gleichförmig, in Reih und Glied, noch immer waren sie uniformiert, die Armen. Da waren die DDR-Gräber – oft vergaß man inzwischen, dass Friedrichshain im einstigen Osten lag –, alle aus ähnlichem Material gefertigt, polierter Granit, unscheinbar, nicht aus der Reihe tanzend; sie erinnerten mich an die Plattenbauten der Neubausiedlungen. Und dann waren da die Gräber aus den Neunzigern und Zweitausendern, Versuche in Individualismus: herzförmige Grabsteine oder Grabsteine voller Engelsfiguren, manche von schlechtem Geschmack und Kitsch geprägt, wie jene Einfamilienhäuser an den Stadträndern mit ihren blauglasierten Ziegeln und in Toskana-Orange gehaltenen Fassaden. Die Krypten der Gründerzeit strahlten dasselbe neue Selbstbewusstsein der Bürger aus wie die Villen von damals: Wir mögen Schmidt oder Meyer heißen, aber unsere Gruft kann aussehen wie die eines Königs oder Pharaos. Ich las die Berufsbezeichnungen, die vor hundert Jahren noch auf Grabsteine geschrieben worden waren, und versuchte mir vorzustellen, wie wir unsere heutigen Jobs nach dem Tod in Stein meißeln lassen würden: Facility Manager, Startupper, Influencer. Ich dachte über all die Behauptungen nach, die sich auf Grabsteinen fanden: «Unvergessen!», «Für immer in unseren Herzen!». Da kam mir das lapidare «Auf Wiedersehen», das ich auf einem Grabstein entdeckte, schon



ehrlicher vor. Manchmal blieb ich stehen vor Grabsteinen für Ehepartner, von denen einer noch lebte. Neben dem Namen des Verstorbenen war – noch ohne Daten – der Name des noch lebenden Partners notiert. Als würde jemand im Bett auf einen warten. Ein Grabstein gefiel mir, weil jemand ihm eine Schiebermütze aufgesetzt und einen karierten Schal umgewickelt hatte.

Ich wanderte selten durch die neueren Grabreihen, schon gar nicht durch jene, in denen sich Trauernde aufhielten. Mich zog es in den älteren Teil des Friedhofes, wo umgekippte Grabmale im hohen Gras verwitterten, alte Gräfte langsam vor sich hin bröckelten, verschnörkelte Gitter rosteten. Mein Lieblingsplatz war ein Mäuerchen vor einer verfallenen Familiengruft: Dort konnte ich manchmal eine ganze Stunde lang sitzen, ohne dass ein Mensch vorbeikam. In der Nähe befand sich ein großes altes Grab, das man in der neuen Zeit für totgeborene Babys freigegeben hatte. Es war übersät mit Windmühlen, Fähnchen und Ballons. Kuscheltiere und kleine Spielzeugautos lagen zwischen den Blumen. Alles war bunt und schon von weitem zu sehen.

Erst hier wurde mir die Bedeutung des Wortes «Totenstadt» bewusst – der Friedhof war wirklich eine Stadt. Ich lief die Wege ab, allein, und war doch umgeben von Hunderten, Tausenden von Menschen. Alle Bürger einer Großstadt lagen hier, Arme und Reiche, Kinder und Greise, Individualisten und Duckmäuser, Künstler und Beamte. Menschen, die glücklich und traurig gewesen waren, geküsst und getanzt, geweint und geboren, gegessen, geschlafen, in der Nase gepopelt hatten. Alle waren sie gestorben, egal, wie laut sie gelebt hatten. So wie wir, Menschen von heute, eines Tages sterben würden. Ich erinnerte mich an den Vers eines Kirchenliedes, den ich einmal gelesen hatte: «Mitten wir im Leben sind mit dem Tod umfangen.» Die kleine Stille im Alltag konnte uns daran erinnern, dass wir irgendwann in eine viel größere Stille eintreten würden. Gegen diese Gewissheit lärmten manche von uns an.

Der Friedhof war für mich ein Ort der Ernsthaftigkeit in einer Gesellschaft, die sich zu Tode amüsierte. Ich stellte mir andere Fragen als die des Alltags: Wie möchte ich begraben sein und wie meine Eltern? Will ich verbrannt werden? Wer soll welche meiner Dinge erben? Seit ich auf den Friedhof ging, beschäftigte ich mich stärker mit



dem Tod, er war präsenter in meinem Leben. War ich morbid? Ich fand es menschlich und gesund. Die Friedhofsgedanken ließen mich die Dinge draußen, auf der anderen Seite der Mauer, mit Abstand betrachten. Innere Ruhe und Einkehr, die Großstädter gemeinhin beim Yogakurs oder in der Meditationsgruppe suchen – ich fand sie auf dem Friedhof.

Meine Probleme mit dem Lärm in der Großstadt waren, wie ich irgendwann las, keineswegs neu oder originell. «Kein Zeitalter seit Erschaffung der Welt hat so viel und so ungeheuerlichen Lärm gemacht wie das unsrige», hatte die Schriftstellerin Emmy von Dincklage bereits 1879 geklagt. Zu Beginn des 20. Jahrhunderts beschwerten sich immer mehr Menschen über den Lärm. Die Stadt Dresden ließ eine «Ruhehalle» für gestresste Städter errichten, und in Berlin wurden Ohropax erfunden. In New York entstand die «Society for the Suppression of Unnecessary Noise», in Deutschland gründete der Publizist Theodor Lessing den «Antilärmverein» mit seiner Vereinszeitschrift *Der Antirüpel*, einer Kampfschrift gegen die Geräusche unseres Lebens. Lessing sah im Lärm eine «Degeneration der Kultur» und rief zum «Kampf des Geistigen gegen die Verpöbelung des Lebens» auf. Vereinsmitglieder trugen Anstecker mit der Aufschrift «Ruhe ist vornehm».

Spätestens jetzt wurde mir klar, dass in meinem Zetern gegen den Lärm auch eine gute Portion Arroganz steckte: Ruhe wurde zum Denken gebraucht, und jenen, die weniger Ruhebedürfnis hatten als ich, unterstellte ich, dass sie nicht denken wollten. Für den Philosophen Arthur Schopenhauer war der Kampf gegen den Lärm ein Klassenkampf: «Ich hege wirklich längst die Meinung, dass die Quantität Lärm, die jeder unbeschwert vertragen kann, in umgekehrtem Verhältnis zu seinen Geisteskräften steht.» Und auch Kurt Tucholsky klagte über seine Nachbarn: «Durch nichts, aber auch durch nichts kann man Menschen so aus dem Häuschen bringen als dadurch, dass man ihnen verbietet, gewohnten Lärm zu machen ... der Lärm ist geheiligt.»

Heiliger Lärm ... Natürlich waren viele laute Geräusche positiv besetzt. Der Schrei eines Neugeborenen, Gelächter, ein krachendes Feuerwerk – sie standen für Freude. Das Dröhnen des Laubbläfers, der Motorsäge, das ohrenbetäubende Rauschen



einer startenden Rakete verkörpert Kraft und Fortschritt. Es gibt eine Lust am Lärm. Und: Lärm verleiht Macht. Jugendliche mit einem Lautsprecher können einen ganzen Spielplatz drangsaliieren, ein einzelnes Handy kann die Ruhe aus einem vollbesetzten Zugabteil vertreiben, ein aufgepumptes Techno-Auto kann nachts eine Straße aufwecken. Der Kampf zwischen Lärm und Stille ist auch ein Machtkampf. All jene, die sich nicht gehört fühlen, können sich endlich Gehör verschaffen, Raum besetzen. Und da man sich gegen Klang nur schwer wehren kann, bleibt den «Besiegten» meist nur eines: zu flüchten.

Dank meiner regelmäßigen Fluchten auf den Friedhof kannte ich nach einer Weile fast alle Winkel. Einige alte Witwen beäugten mich misstrauisch. Für den Fall, dass mich einmal jemand fragen würde, warum ich so oft hierherkam, hatte ich mir die Ausrede zurechtgelegt, meine geliebte Großmutter sei hier begraben. Manchmal fragte ich mich, ob in Friedrichshain eigentlich noch gestorben wurde. In all der Zeit auf dem Friedhof habe ich nur ein einziges Mal einen Trauerzug gesehen. Mir fiel auch im sonstigen städtischen Alltag auf, dass ich so gut wie nie den Tod sah, beispielsweise äußerst selten einen Leichenwagen. Und das in einer Stadt, in der etwa 100 Menschen pro Tag sterben.

Der «Trend» gehe zur anonymen Bestattung, heißt es. Studien und Umfragen zeigen das. Die Menschen wollen angeblich auch die Feuerbestattung: In Berlin werden 80 Prozent der Toten verbrannt. Immer mehr Menschen beerdigen ihre Angehörigen mittlerweile in Gemeinschaftsgräbern, zusammen mit anderen Menschen, die Namen auf einen großen Steinblock gemeißelt – ein wenig, als würden alle gemeinsam in einem Hochhaus wohnen. Oder auf der «grünen Wiese» eines Friedhofs, ganz ohne Klingelschild. Aber dann halten sich die Angehörigen allzu oft nicht an die Abmachung, die da heißt: Alle sind gleich, wenn man den günstigen Tarif wählt. Auf «meinem» Friedhof entdeckte ich immer wieder Blumen, die jemand in die Wiese gesteckt hatte, an jene Stellen, wo die Angehörigen lagen – man hatte sich die Position der Urne bei der Beisetzung gemerkt. Auf die Namensliste am Gemeinschaftsgrab waren hinter einzelne Namen Herzchen geklebt; Engelsfiguren oder laminierte Fotos



der Verstorbenen sollten sie aus der Masse hervorheben. Wollten die Menschen das Anonyme in Wahrheit gar nicht, konnten sich das Individuelle aber nicht leisten? Also individualisierten sie das Anonyme. Auch auf dem Friedhof gab es Klassenunterschiede.

Immer mehr wuchsen mir die Toten ans Herz. Im Grunde waren sie die Einzigen in Friedrichshain, die mir nicht auf die Nerven gingen.

Und dann lag da eines Tages der Muskelmann auf den Kriegsgräbern und sonnte sich. Sein Anblick war absurd, würdelos. Ich verstand nun: Sie kamen näher, die Lauten, mit ihren Boomboxen und Slacklines. Ich konnte ihre Schritte hören, draußen, hinter der Mauer, bumm, bumm, bumm. Neuerdings sah ich Jogger auf dem Friedhof, auch Menschen, die ihre Hunde hier Gassi führten, beides laut einer großen Tafel am Eingang untersagt. Einmal stolperte ich im hohen Gras zwischen den Grüften über ein kiffendes Pärchen. Auch hingen Plakate an den Bäumen, auf denen mittels Phantombild nach einem Sexualstraftäter gefahndet wurde, der hier in der Dämmerung zugeschlagen hatte. Vor meiner Lieblingsgruft standen eines Tages Teelichter im Kreis, es sah aus, als hätte hier jemand ein nächtliches Ritual abgehalten. Ich erschrak beim Anblick eines Obdachlosen, der auf einer Parkbank versuchte, sich eine Spritze zu setzen.

Das Leben bedrängte den Friedhof, er begann, sich zu verändern. Die Friedhofsmauer – früher von Graffiti halbwegs verschont, als gäbe es eine Art Ehrenkodex – war mittlerweile außen kunterbunt. Grabstellen wurden nach der üblichen Ruhezeit von 20 bis 30 Jahren aufgelöst. Oder ein roter, auf Grabsteine gesprühter Farbklecks sowie ein Aufkleber warnten davor, dass die Ruhezeit abgelaufen war, die Angehörigen sollten sich bei der Friedhofsverwaltung melden. Da die neuen Urnengräber nicht viel Platz brauchten, entstünden, so las ich, auf den Friedhöfen in Berlin immer mehr «ungenutzte Flächen». Boden, der keinen Gewinn abwarf, der «unwirtschaftlich» war – das rief im Kapitalismus viele verschiedene Interessenten auf den Plan. Noch dazu in einer begehrten Stadt wie Berlin, mitten in Friedrichshain, das seinen Charakter als Partyzone allmählich abstreifte, nicht wirklich leiser, aber gesetzter wurde, familienfreundlicher – jedenfalls für Familien, die es sich leisten konnten. Ein



Teil des Friedhofs wurde einer angrenzenden Kindertagesstätte übereignet und eingezäunt. Durch den Zaun betrachtete ich die Buden aus Ästen und Zweigen, die Kinder zwischen vereinzelt Grabsteinen gebaut hatten. Mein Friedhof war als Gartendenkmal zwar theoretisch vor Bebauung geschützt – aber Zeiten konnten sich ändern und Bauvorschriften auch. Dafür gab es deutschlandweit Beispiele: So hatte man unter gelockerten Auflagen Unterkünfte für Geflüchtete auf Friedhöfen gebaut – um sie später anderweitig lukrativ zu vermieten. Eine Randfläche wurde an einen Investor verkauft, Gräber von Neubauten umzingelt. Es wurde ungemütlich. War auch meine Ruhezeit hier abgelaufen?

Mir wurde klar, dass der Friedhof als Rückzugsort vielleicht irgendwann sterben würde. Im Internet fand ich Bewertungen meines Friedhofs, Menschen vergaben Sterne. «Der Ort könnte etwas belebter sein für meinen Geschmack», schrieb eine Frau. Man könne hier auch Pokémon Go spielen, meinte jemand anders. Andere Friedhöfe warben bereits mit Friedhofscafés, Kulturspaziergängen und «Grusellesungen». Bei einem Streifzug über die Friedhöfe des angrenzenden Stadtteils Prenzlauer Berg sah ich einmal einen Kindergeburtstag, mit Picknickdecken, Hängematte, bunten Lampions und Fahrrädern, die gegen Grabsteine gelehnt waren. In einer Stadt voller Zugezogener waren die Toten hier nicht ihre Toten. Der Friedhof in einer anonymen Großstadt war letztlich auch das: anonym.

Die Pandemie trug zu weiteren Veränderungen bei: Menschen, die sonst nichts mit ihr zu tun haben wollten, suchten notgedrungen die Nähe zur Natur. In den verschiedenen Lockdowns strömten sie in die Parks, Wälder und eben auch auf die Friedhöfe. Es gab Raves in Naturschutzgebieten, im Wald ballten sich Menschenmassen und ihr Müll derart, dass Umwelt- und Tierschützer Alarm schlugen. Auf Friedhöfen feierte man Parties, dealte Drogen, hatte auf den Toiletten Sex.

Würde mit den Friedhöfen auch jene menschliche Spezies aussterben, die hier Ruhe suchte und die doch auch zu einer Metropole gehörte? Jene Leisen, die zusammen mit den Lauten in einer wackeligen Balance eine Stadt formten. Gerade jetzt, da alles immer dichter und enger wurde, war es vielleicht an der Zeit, wieder Zurückhaltung zu



REPORTER:INNEN
forum

lernen. Es war bei einem der letzten Spaziergänge über meinen Friedhof, bevor ich Berlin verließ, dass ich den Entschluss fasste, mich nach meinem Tod nicht einäschern zu lassen. Ich würde eine Erdbestattung wählen und eine möglichst lange Grablaufzeit. Sollte ich meinen Körper zurück nach Berlin überführen und hier beerdigen lassen? Mein letzter Streich: eine Friedhofsbesetzung. Vielleicht konnte man Friedhöfe noch ein Weilchen am Leben erhalten, indem man sie mit dem eigenen Körper blockierte. Für eine künftige Generation der Leisen.